

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Autor(en): **Rychner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 19-20

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE SCHWEIZ IM DEUTSCHEN GEISTESLEBEN

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts schrieb Ewald von Kleist („alle Kleists Dichter“), als er bei Zürcher Freunden weilte, an Gleim: „Statt dass man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, trifft man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreißig derselben an.“ Und in ähnlicher Tonlage singt er ein Lob der Zürcher, wie es sich ungenierter aussprechen als vom Betroffenen anhören lässt: „Sie haben Genie, einer zur Poesie, der andere zur Malerei, Kupferstecher usw. Und sind dabei lustige und witzige Schelme.“ Heute ist das kleine Zürich mehr als doppelt so groß wie damals das große Berlin, doch bedürfte es immer noch eines außergewöhnlich wohlwollenden Beurteilers, um zwanzig bis dreißig „Leute von Genie“ darin gelten zu lassen. Freilich, Genie hatte man damals leichter und unbezweifelnder; der Begriff war weniger an Werke gebunden als an eine kühne unphiliströse Lebensart, an gewisse innere Anlagen, aus denen Werke entstehen konnten, es aber nicht durchaus mussten. Tobler war ein „Genie“; von seiner Feder bleibt kaum mehr als das Fragment *Über die Natur*, das allerdings solcherart geraten war, dass man es bis vor kurzem von Goethe herkommend wählte. Goethe schrieb in *Dichtung und Wahrheit* eine kurze Geschichte des Geniebegriffs, seinen Worten zu folgen manifestierte sich das Genie damals nur, „indem es die vorhandenen Gesetze überschritt, die eingeführten Regeln umwarf und sich für grenzenlos erklärte.“

Mit der Genieperiode verbinden wir unwillkürlich die Namen Leisewitz, Klinger, Lenz, Heinse, indem wir das ironische Bewusstsein keinen Augenblick verlieren, dass fast gleichzeitig vier andere Namen den Begriff Genie mit dem höchsten geistigen Leben erfüllten, den er zu fassen vermochte: Lessing, Herder, Goethe, Schiller. Ist man Literaturhistoriker, so fügt man noch Klopstock und Wieland hinzu. Um nun von den Genies wieder auf die Zürcher zu kommen, die ja damals in Scharen mit jenen identisch gewesen sein müssen, so lebten in der munteren und geistig betriebsamen Stadt ein paar Männer, die ihr Schwergewicht für das deutsche Kulturgebiet verliehen. Es ist doch kein Zufall, dass Kleist, und was für andere noch! herkamen; denn eine Mignon-Sehnsucht nach Goldorangen und klassischen Fassaden war hier kaum zu befriedigen. Man reiste zu jener Zeit vorsichtiger, denn drei Wochen Postkutsche war ein Vergnügen, zu dem man sich erst entschloss, wenn der Reise ein Sinn, eine menschliche und geistige Rechtfertigung zukam. Es gab noch nicht das verpflichtungs- und beziehungslose Sausen durch Städte und Landschaften, das ja durch viele Zwecke geheiligt scheinen mag, nicht aber, wenn man, wie Herr Otto Flake letzthin in der *Neuen Rundschau*, jedes Sensationchen und Gedänkelchen auf einer Reise mit Druckerschwärze abreagiert. Seine Prüfung Zürichs ist nicht so freundlich wie die Kleists; Flake kommt zu makabren Resultaten: „Die einzige Veränderung (seit dem Krieg), die ich bemerkte, ist der Neubau einer Bank am Ende der Bahnhofstraße, alles andere ist, wie es war ... Im Geistigen hat sich nichts verändert.“ Nun wohl, das ist ein Ausblick aus dem Blindenheim. Wäre Flake ein lustiger und witziger Schelm, er hätte vielleicht

seinesgleichen finden können; so aber stellte er beklommen fest, dass im „Odeon“ die Stühle noch dasselbe Leder tragen, welches damals auf seine Romane abfärbte; also muss alles beim alten sein. Ob er damals schon „der Gehalt“ und „das Gehalt“ nicht auseinanderhalten konnte? Ich habe es vergessen. Es ist ja nicht gerade nötig, dass man nach der Gepflogenheit Flakes selber ein paar philosophische Ostereier versteckt und sie sodann mit gefurchter Stirn sucht und wieder findet, — das ist an sich so wenig ein Kulturbeweis wie eine neue Bank ein Einwand gegen Kultur. Solche flinken Reisenden, die auf jedem fremden Asphalt nur den Widerschein des eigenen Strahlenauges erblicken, sind in ihren kritischen Bemerkungen nicht von wesentlichem Belang. Unsere Zeitschrift hat mit einer Artikelreihe *Die Schweiz im Spiegel* einige Gedanken von spürbar bedeutenderen Köpfen vermittelt als Otto Flake einer ist, sympathievolle, fast beschämend anerkennende Zeugnisse über unser Land von Thomas Mann, Jakob Wassermann, Alfred Kerr, Albert Thibaudet; sie alle hatten Empfänglichkeit genug, um unter unseren Lebens- und Denkformen den lebendigen Strom einer Idee zu spüren.

Diese schweizerische Idee mag allerdings ihre für das ganze deutsche Kulturgebiet gültige Gestalt noch nicht in der Dichtung unserer Tage gefunden haben; zugegeben. Die Kämpfe um ihre Behauptung spielten sich auf einer anderen Ebene ab: in der Politik, nicht in der Literatur. Das zu spüren wird man von einem Ausländer, der mit Reisetasche und Uhr in der Hand bei uns weilt, nicht verlangen. Aber im November 1918 spielten sich allerlei nicht ganz oberflächliche Dramen mit spürbaren Nachwirkungen ab; die Frage des Beitritts zum Völkerbund warf uns in zwei Lager, aus deren antithetischem Gebaren die Synthese der Einheit wieder errungen werden muss; die Lex Häberlin brachte einen Fragenkomplex über die unantastbare Hoheit des Individuums in der Demokratie zu gefühlsdialektischer Erörterung; bei der Abstimmung über die Vermögensabgabe stieg eine sehr untheatralische Spannung bis zur höchsten Nervosität; im Kampf um das Fabrikgesetz ging es um wirtschaftliche und soziale Verbesserung unserer Situation, und in der Zonenangelegenheit überhaupt um die nationale Selbstbehauptung. Wer zu bedenken imstande ist, dass bei allen diesen irgendwie an den Lebenskern unserer staatlichen Existenz gehenden Problemen das Volk — der Souverän, so heißt es als höchste Instanz — die gültigen Entscheidungen traf, und zwar nicht so obenhin mit einem fixen Federschmiss auf den Stimmzettel, wird ihm nicht eben geistige Faulheit vorwerfen können. Es stand wahrhaftig Wichtigeres auf dem Spiel als ein paar Romane, deren Bestände nach einem Jahr schon bei den Antiquaren herumlungern, und die ein Literatencafé revolutionieren können wie *Die Stadt des Hirns* des Herrn Flake (*una città dolente*), aber nicht mehr. Das „Geistige“, o Lieblingswort des Literaten! war bei uns noch nie in Gefahr, mit dem Literatenhaften verwechselt zu werden. Das Geistige kümmert sich auch verhältnismäßig wenig um die Imperativisten, die von ihm heischen, es müsse sich augenblicklich und völlig in Literatur umsetzen. Wer in die Schweiz reist, um alle fünf Jahre einen neuen literarischen -ismus im Schwange vorzufinden, wird enttäuscht sein; nicht einmal der Expressionismus jener traditionslosen Baller und

Steiler, die unser Deutsch zu einem greulichen Desesperanto verkrepelten, steckte unsere Dichtung an.

Und doch geht es nicht an, die Schweiz unter einer versunkenen Käseglocke zu wähen, in die kein Hauch deutschen Geistes dringe. Wir sind keine geistigen Separatisten; es war nie so, und es ist gut so. Nur dass wir nicht auf alle Schlagworte von dorten sogleich einschnappen; — das ist dann unsere berühmte intellektuelle Trägheit. Möge man aber bedenken, dass es nicht dasselbe ist, wenn man die Grenze zwischen Bayern und Württemberg überschreitet, oder jene zwischen Bayern und der Schweiz. Man bleibt wohl im selben Sprach- und Bildungsraum, aber man betritt ein anderes Land, ein Land, das, wie Thomas Mann in seinem *Brief über die Schweiz* schrieb, „einen hochmerkwürdigen Glücksfall der Geschichte darstellt“.

Etwas mehr als 630 Jahre liegt dieser Glücksfall hinter uns; dass die Geschichte uns seiner würdigte, musste zeitweise auch allerhand getan werden. Nach Gründung der Urzelle erst recht. Was wunder, dass in diesem Land, das jahrhundertlang von außen nie in Ruhe gelassen wurde und das zudem sorglich darauf bedacht war, nicht in Ruhe gelassen zu werden, sich vor allem staatsbürgerliche und politische Instinkte ausbildeten und vererbten, die dem geistigen Individuum — auch dem unpolitischen, was es bei uns kaum gibt — eine Färbung verleihen, kraft deren es sich bestimmt von anderen abhebt. Die Dichter machen keine Ausnahme. Gotthelf zerreißt das köstliche Gespinnst seiner Erzählungen zwanzigmal, um mit Bärenstimme seine dezidiert konservativen Ideen direkt ins Ohr des Lesers zu flüstern, sein aus dem Nachlass von Rudolf Hunziker letztlich herausgegebener Roman *Herr Esau* ist eine gebeizte politische Satire der dreißiger Jahre. Gottfried Keller wird über der Liedersammlung *Schutt* von Anastasius Grün zum Dichter, und wahre Ergriffenheit des Gefühls verdankt er den liberalen Kämpfen der vierziger Jahre; „das Pathos der Parteileidenschaft war eine Hauptader meiner Dichterei, und das Herz klopfte mir wirklich, wenn ich die zornigen Verse skandierte“. Und sein letztes Werk, der *Salander*, ist wieder ein Werk des Zornes, der herzlich besorgten und grollenden Kritik an seinem Volk. Bei C. F. Meyer wenden sich die politischen Instinkte auf die Geschichte; es gibt in der ganzen deutschen Literatur seit Schiller kein solches Beispiel mehr, wie ein Dichter das Staatsbewusstsein als dämonische Charakterkomponente in Gestalt brachte: Jenatsch, der Heilige, Pescara, Hutten — sie sind nicht allein dichterisch geschaute Einzelgänger mit Einzelschicksalen, sie sind überdies Funktionen bestimmter gesellschaftlicher und staatlicher Verhältnisse, von höchst realen Gegebenheiten also, die mit sich zu vereinbaren und von sich zu erfüllen dem deutschen Geist nicht sonderlich am Herzen lag.

Was hier vom 19. Jahrhundert gesagt wurde, ließe sich am 18. ebenso erhärten. In Hallers *Alpen* ist nicht sosehr das Unendliche der Natur dichterisch bewältigt, sondern der moralische Grundzug eines Volkes, das einen kleinen Teil der Alpen bewohnt. Dichterisch bewältigt und kritisch überprüft zugleich. Wo hätten die folgenden Verse damals entstehen können als in der Schweiz, wo sie einer der berühmtesten Männer Europas schrieb, der es an einer der berühmtesten Universitäten, Göttingen, vor Heimweh kaum aushielt?

Fürs erste lerne der, der groß zu sein begehret,
 Den innerlichen Stand des Staates, der ihn nähret;
 Wie Ansehn und Gewalt sich, mit gemessner Kraft,
 Durch alle Staffeln teilt und Ruh und Ordnung schafft
 Was Kunst und Boden zeugt, was einem Staat ersprießt
 Auch was Europa regt; wie die vereinten Mächten
 In stetem Gleichgewicht sich selbst zu halten trachten
 Such in des Landes Wohl und nicht beim Pöbel Ruhm,
 Sei jedem Bürger hold und niemand's Eigentum

So wandte sich ein schweizerischer Polonius — „und diese Regeln präg in dein Gedächtnis“, heißt's bei Shakespeare in ähnlich lehrhaftem Tonfall — an die Jugend, der er nicht weltgültige, sondern landesgültige, staatsbürgerliche Lebensregeln in edel nüchternen Versen einzuprägen für nötig befand. Der ethische Wille, direkt auf sein Volk zu wirken, ließ auch ihn zum Satiriker großen Stils werden; — ein *Métier*, das von unseren Dichtern in neuerer Zeit gründlich verlernt wurde, wo es die Bürde nationalen Verantwortungsgefühls auf sich zu nehmen heischt. Überdies zeugen drei politische Romane Hallers für die Intensität der Beschäftigung mit Fragen, deren sprachliche Bändigung nur etwas Vorläufiges bedeuten sollte, ein erzieherisches Mittel für die Denker unter den Volksrepräsentanten.

Und die Zürcher? Man ist gewohnt, sie einzig als Ästhetiker hinzunehmen, als eine Gilde von Erzliteraten. Selbstredend liegen ihre Hauptverdienste auf literarischem Gebiet; allein schon dass sie Klopstock vorausahnten, den sie in seinem Erdewallen nicht begriffen, war für die deutsche Literatur ein Ereignis, hinter dem der Kampf gegen Gottsched an Bedeutung verblasst. Aber sosehr Bodmers Bestrebungen für den gesamten deutschen Sprachbereich gedacht waren, er konnte sich daneben in eindeutige Helvetismen einspinnen, die ihn für Deutsche — von den sprachlichen Schnitzern abgesehen, für die ihm Gottsched mit dem Lineal auf die Finger klopfte — schwer erfassbar erscheinen ließen. Er wollte ein „Helvetisches Institut zur Bildung von Staatsmännern“ gründen; die wirklichen Staatsmänner lächelten zwar über diese „platonischen Träume“. Ein weiteres Projekt, von dem er selber sprechen mag: „Ich habe einen Entwurf gemacht, eine Gesellschaft Insulaner zu stiften, die in der Wasserkirche zusammenkämen und monatlich politische Abhandlungen der Besten unter den Alten und Neuern läsen und darüber redeten. Man würde zu diesen Vorlesungen den Handwerkern den Zutritt gestatten und selbst auf Mittel bedacht sein, sie zu uns einzuladen. Weil wir doch Handwerker im Senat haben müssen, so sollen wir bedacht sein, ihnen den Mut zu erhöhen, den die mühsame Lebensart niederschlägt. Und schlägt die Handelschaft die Großmut nicht ebensehr zu Boden?“ Soviel über die Pläne des Großrats Bodmer. Als Professor der Geschichte forderte er, dass der Jugend in plutarchischer Art die großen Männer unserer Vergangenheit geschildert werden, an Stelle der ewigen ungeistigen Hellebardenpoesie. Ein Wunsch, dem man noch heute Ausdruck geben muss, denn was für Köpfe ließen sich in plutarchischer Manier nebeneinanderstellen, von denen man zu wenig erfährt!

Drei Bildungsmächte formten im 18. Jahrhundert zur Hauptsache an unseren Schriftstellern: das klassische Altertum, die Schweizergeschichte als

geföhlsbestimmendes Gut, auch in ihrer in der damaligen Gegenwart spielenden politischen Vorgeschichtsform, und die deutsche Dichtung. Diese allerdings erst von Haller und Klopstock an, vertieft nach Bodmers Nibelungenlied- und Minnesänger-Fund, da durch ihn das Gefühl gemeinschaftlichen geistigen Erbgutes verstärkt wurde. Der Zusammenhang mit Deutschland wurde vielleicht durch nichts so in Sichtbarkeit gerückt als durch die literarischen Klopffechtereien der Zürcher mit Gottsched, denn dadurch erst wurden die Blicke auf die kleine südliche Metropole gelenkt.

„Die Schweizer“ — das hieß damals nicht nur ein Volk, man bezeichnete damit eine literarische Richtung. Bodmer und Breitingen waren eine gute Zeitlang eine gelehrte Attraktion, Lavater und Salomon Gessner besaßen die menschliche Anziehungskraft, sodass die deutschen Bildungsreisenden es sich nicht rauben ließen, die in ihrer Vielfalt doch irgendwie einheitliche Stätte der Geistesentfaltung zu besuchen.

Die ästhetische Feldherrnschaft der Dioskuren Bodmer und Breitingen dauerte nur solange, bis sie ihre Marschallstäbe an Lessing abgeben mussten, der damit nun nachdrücklicher zu bataillieren begann. Doch hatte sich Bodmer mit seiner selbstkritischen Ruhmsucht und seinem verdienstvollen Rattenfängertalent durch einen mythenhaft ausgedehnten Briefwechsel eine Unzahl literarischer Freundschaften erworben, sodass sein Name lange noch mitzählte. Diese brieflich geknüpften und verknöteten Fernfreundschaften, die von Göttingen bis Wien reichten, gelangen den Zürchern besser als die Realisierung einer Geistesgemeinschaft im selben Atemraum. Wollten sie es erzwingen, so war das Ergebnis ein blankes Fiasko: Bodmer erlebte es an Klopstock und Wieland, Lavater an Goethe. Irgendetwas stimmte nicht; im täglichen Verkehr kam die Formatverschiedenheit peinlich ans Licht. Die zürcherischen Leute von Genie waren vielleicht unter den gleichen Geniebegriff zu bringen wie Ewald von Kleist, bei den anderen blieb ein Bruch, ein Rest, der nie glatt aufging.

Gäste und Gastgeber fühlten sich nach kurzem befremdet, mochten sie auch vorher in Werken und Briefen von ihrem Einklang entzückt gewesen sein. Woher die Kluft? Es mag an ganz spezifisch schweizerischen Eigentümlichkeiten gelegen haben, an Eigenarten, deren man in geistigen Bezirken nicht gewahr wurde, die aber im Leben von mitbestimmenden Funktionen sich nicht abdrängen ließen. Bodmer und Breitingen hatten wohl als befreiende theoretische Forderung die Mächte der Phantasie, des Wunderbaren aufgestellt, kurz jene Attribute, auf die sich das Genie damals festlegte, weil sie die Freiheit bedeuteten. Sie hatten es an Milton erlebt, für die deutsche Dichtung vorausgeahnt und mit gesundem Raisonement verfochten. Für ihr individuelles Leben, ihre literarische Existenz blieben diese Gedanken ohne die Konsequenz, die sich für einen Dichter daraus ergeben musste. Bodmer brachte die Harmlosigkeit des Wahnes auf, als er im gleichen Zimmer mit Klopstock an einem Epos schrieb, es gehe um dasselbe, um die Manifestation des dichterischen Genius schlechthin, eines dichterischen Geistes, der über ihnen dem Plafond entlang schwebte und gleichmäßig sich in die beiden Federkiele senkte. Aber abgesehen davon, dass da zwei Generationen augenscheinlich in derselben Richtung schritten, dass der

Ältere in der frevelhaften Selbsttäuschung eines bloß gewollten Dichtertums lebte: das Genie, das Bodmer mit kritischer Einsicht gefordert hatte, war von dem Genie, welches Klopstock verkörperte, so verschieden, dass sich die beiden gleichsam in verschiedenen Sprachen anredeten. Genie als lebensgestaltende Energie, als individuell gesetzgebende Macht, das ging noch über den Horizont der Zürcher Professoren. Sie blieben Stockbürger, indessen die Geniebewegung sich mit protziger Antibürgerlichkeit ankündigte, ihr Vorstellungsvermögen von Lebensformen war durch Traditionsbegriffe verammelt. Die Lebensverhältnisse, die sie überblickten, waren eng, die politischen wie die gesellschaftlichen. Bodmer kannte weder Bern noch Basel, abgesehen von seinen Jugendreisen nach Oberitalien und Lyon, beschränkte er sich auf Studierzimmer und Bibliothek. Mit Breitinger plante er jahrelang eine Deutschlandreise — es kam nie dazu. Er war im Großen Rat von Zürich, staatlich kontrollierter Professor obendrein, demzufolge doppelt an Nützlichkeitsprinzipien gekettet, die seiner Entfaltung wenig förderlich sein konnten. Und dann die moralische Kopfstimme, die er ewig erhob, die Tugendsalbadereien, mit denen der Vater der Jünglinge den Tag begann, durchlief und endete. Welch seelisches Kleinbürgertum. Mit was für köstlicher Plumpheit brachte der Oberschlaumeier Wieland seine Gewogenheit an sich, indem er solcherlei tugendsame Pirouetten vollführte: „Ich kann den Tabak nicht leiden . . . Das was ich, außer der inneren Beschaffenheit der Seele, im Äußeren mit Bodmer ähnlich habe, ist, dass ich Wasser (kein Bier, keinen Wein!) trinke, allen großen Gesellschaften von Herzen Feind bin, und wo ich darein gezwungen werde, wegen meiner Stille für einen Pedanten oder Leutescheuen gehalten werde.“ Also Wassertrinken genügte schon, um bei Bodmer Wasser auf die eigene Mühle leiten zu können. Bodmer ist dabei kein spezieller Sonderling, er ist der Exponent der Kollektivmeinung; die Luft war eben so stickig. Es kann als Mangel empfunden werden, dass er sich nicht zu entschlossener Fronde erhob; aber dazu wurzelte er zu sehr in seinem Boden. Zu rein und irdisch unbeschwertem, wahrhaft freiem spekulativem Denken hat sich keiner in der Schweiz emporgerissen; es taten alle, als ob Leibniz nicht gelebt habe und Spinoza ebensowenig. Dafür Wolf; Du Bos und Addison, deren ästhetische Maximen und Darlegungen wichtig genommen wurden, zum Selbstdenken anfeuerten, denn hier ging es um Möglichkeiten der Verwirklichung hienieden; es war, wenn auch in einem erhöhten Sinn, *nützlich* für diese nutzbeflissene Welt. Und dann hatte man überdies ja den philosophischen Bauern.

Von Breitinger hat Ewald v. Kleist geschrieben, er sei ein „Erz-Politikus“; der Ausspruch stimmt über den ihm zugedachten Bereich hinaus: die kritischen Arbeiten der beiden Zürcher waren geistespolitisch unendlich klug: Angriffsobjekt, psychologischer wie historischer Moment — alles stimmte trefflich fein, nur dass man nicht mehr mitzumarschieren vermochte, als von drüben die Truppen zu einem stießen, denen die Entscheidung und höchste Vollendung im Geisterreich beschieden war.

Das Erzpolitische, es ist vielleicht so schweizerisch wie das Unpolitische deutsch ist. Für den Gebildeten war Platon vor allem der Schöpfer des *Staates*; den aus metaphysischem Bedürfnis geborenen Eifer für die anderen Dialoge

überließ man lange genug denen, die dafür genügend musisches Empfinden aufbrachten. Wiesehr wandte sich das schweizerische Denken immer wieder dem Nationalgeist und seiner Gestaltwerdung im Worte zu! Das bürgerliche Gewissen ließ eine freie Existenz, die sich dem Geiste schlechthin unterstellt hätte, vorerst nicht zu. Wie wenige der kulturverkörpernden Führer im 18. Jahrhundert fehlen in der Helvetischen Gesellschaft! Die Schriften, die von den Aufgaben des Staatsbürgers handeln, vom „Bild eines wahren Patrioten“, von einer nationalen Renaissance, von „einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen“, wie Urs Balthasar schrieb, es gibt deren eine Zahl, die nur der Phantasie erreichbar ist. Welchen Aufruhr erregte die Anklage Lavaters gegen den Landvogt Grebel oder sein Auftreten im Stäfnerhandel! Man verglich ihn mit Voltaire und zog unverdrossen die Parallele zum Fall Calas. Auch er leistete der in hohen Ehren stehenden patriotischen Lyrik Tribut: seine *Schweizerlieder*, von denen er schreibt: „Für mich war es keine Nebensache, immer auf den moralischen und politischen Zweck zu arbeiten, den die ganze Helvetische Gesellschaft im Sinne hatte ... denn die Dichtkunst ist doch um Wahrheit, Tugend und des Patriotismus willen da, und nicht diese letzteren um der Dichtkunst willen.“

Dieser Patriotismus oder diese stete gefühlsmäßige Verbundenheit mit dem Staatsgedanken lief jedoch nie auf Nationalismus und Verengung an gesamt-europäischer Anteilnahme hinaus. Es war eine intellektuelle und seelische Komponente, welche die Richtung der schöpferischen Kräfte mitbestimmte, fördernd und hindernd zugleich, nivellierend auf jeden Fall. Als Reaktion dagegen lässt sich die Schrift des entschlossenen Individualisten Zimmermann *Vom Nationalstolz* betrachten; Johannes Müller hat sie in seiner Schweizergeschichte objektiviert, da sie auch in seinem weltbürgerlichen Blut mitkreiste. „In der Schweiz war Politik konzentrisch mit der Kultur“, mit dieser Formel erschließt Friedrich Gundolf eine den Deutschen sonst nicht leicht begreifliche geistige Manifestation, von der nicht abgesehen werden darf, ohne dass man den Sinn unserer Produktion im 18. Jahrhundert bequemlich umfälscht. Scheint es nicht so, als habe nach dem Fall der alten Eidgenossenschaft, den so viele prophetische Gemüter voraussahen, der Wachstumsprozess des neuen Staates alle lebendig wirkenden Kräfte aufgesogen und für sich beansprucht, bis nach seiner glückhaften Vollendung 1848 die Stunde wieder für das geistige Individuum gekommen war für Gotthelf, Keller, Meyer, Burckhardt und wie manchen noch? Damals erst trat die Schweiz wieder mitschaffend in den gesamtdeutschen Kulturraum, mit Gestalten, die auch dem Rang nach für diese Epoche mitzählen werden, denn während der Klassik und Romantik, dieser tiefsten Schicksalsgunst der ganzen Sprachgemeinschaft, hat sich unser Land „der Stimme enthalten“.

* * *

In diese Zusammenhänge führten mich die Neuerscheinungen der Sammlung *Die Schweiz im deutschen Geistesleben*, herausgegeben von Harry Maync.¹⁾

¹⁾ Im H. Haessel-Verlag, Leipzig

Es ist eine kleine Kette, die bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückreicht. Folgende Bändchen seien hervorhebend erwähnt: Albert Köster *Klopstock und die Schweiz*; Emil Ermatinger *Wieland und die Schweiz*; Josef Nadler *Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz (1798–1848)*; J. J. Bachofen *Das lykische Volk* (herausgegeben von Manfred Schröter); Otto von Greyerz *Gedichte von Dramor*; Eduard Korrodi *Schweizerdichtung der Gegenwart*. Vom Büchlein über Klopstocks Schweizeraufenthalt ist nicht viel zu bemerken, als dass Köster, wie es bei ihm nicht anders zu erwarten war, den Texten zweier Schriftstücke Klopstocks die endgültig zuverlässige Fassung verlieh. Die Perle dieser Publikation wird weniger Kösters Einleitung bedeuten als die Ode an den Zürchersee, in der als erstem Gipfelwerk deutscher Lyrik eine Schweizer Landschaft einem deutschen Dichter in erhabenerer Beseelung erschien als die ihr zugeordneten Menschen. Das Missverständnis Bodmer-Klopstock wird anhand literarhistorischer Dokumentierung dargetan, wobei Bodmer, einzig von dieser Bekanntschaftskatastrophe aus betrachtet, komisch genug gezeichnet ist.

Spannend wie eine Novelle jedoch ist die Schrift Emil Ermatingers über Wieland in der Schweiz.¹⁾ Hier liegt der Fall auch psychologisch versteckter und verlockender, denn zwischen Bodmer und Wieland lag zuerst keine offenbare Gegensätzlichkeit vor; Wieland hat das innerlich Trennende „aus Selbstbefangenheit und Klugheit zuerst verwischt“. Aus dem Leben Wielands wird der Sektor lebendig durchforscht, der zwischen folgenden beiden Pendelausschlägen liegt: 1752 schreibt Bodmer: „Die Seligkeiten, die mir ein Freund zugejauchzet hat, haben in der Tat in den ersten Tagen dieses neuen Jahres sich zu meinen schönsten Vergnügungen kräftig erwiesen. Sie haben mir einen neuen Klopstock entdeckt, der mir die Liebe wieder zuwendet, die der erste vor zwei Jahren für mich gehabt hatte . . .“ und nach der endgültigen anti-seraphischen Richtungsnahme Wielands, ebenfalls nach Bodmers Bemerkung: „Wielands Muse ist eine Metze geworden, die sich dem leichtfertigsten Leser in die Arme wirft.“ Dazwischen liegen die langen Monate, da Wieland, frömmelnd und dichtend, beim Patriarchen im Haus zum Schönenberg weilte, ein gewandter junger Tartüffe, intellektuell neugierig und fliprig; „er hatte nur Stoffe, wie er sie bei anderen gesehen, gestern einen philosophischen, heute einen altdeutschen, morgen einen anakreontischen und übermorgen einen christlich-transzendenten. Es war ein Spiel mit bunten Bällen“ — so charakterisiert Ermatinger den spielend produzierenden Literaten, der von sich selber einmal sagte, er gleiche zu seinem eigenen Unglück dem Chamäleon. Und nachdem er eine Zeitlang die Farbe Bodmers getragen hatte, ließ er sie fahren. Seine Unruhe treibt ihn zu neuen Menschen, zu neuen Erkenntnissen; jene findet er in einer der Seelsorge bedürftigen Damengesellschaft, diese bei Shaftesbury, in dessen „ästhetischen Humanismus“ er sich sogleich ziehen lässt. Welchen Einsichten in sein eigenes Wesen er fähig war, beweisen die Briefe an J. G. Zimmermann, der sich von ihm nichts vorfackeln ließ. Ein amouröses

¹⁾ Zur inneren Struktur des jungen Wieland und seiner Zeit vergl. Emil Ermatinger *Die Weltanschauung des jungen Wieland. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung*. Winterthur 1907.

Erlebnis hilft bei der Wandlung vom „Seraph, Heiligen oder Luftgeist“, der früher die anakreontischen Dichter zu Bodmers lebhaftem Wohlgefallen mit eifernden Krallen angefallen hatte und sie dem Zensor und der Hölle überantworten wollte, und der nun das schlichte Geständnis wagte: „ich bin ganz und gar ein Mensch und schäme mich dessen nicht im mindesten“.

Bodmer war von Wieland in nichts spürbar beeinflusst worden, er war der um vieles Ältere, schon starr in seinen Doktrinen, der sich den Jüngeren tyrannisch unterwarf, umso eher, als dieser sich katzgewandt dem mächtigen Meister angepasst hatte. Nach der Entfremdung suchte Wieland immerhin in der Schweiz Wurzeln zu schlagen; er entwarf den *Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute*, dem er in Anlehnung an Balthasars Schrift einen Anhang nachschickte: *Gedanken über den patriotischen Traum von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngern*. Plötzlich fängt er an, von der Eidgenossenschaft zu reden; er meinte es sicherlich gut und entdeckte auch unverzüglich eine tiefe Liebe zur Republik in sich: „Nach meinen Begriffen nennt man alles, was schön und gut ist, wenn man eine *Republik* nennt . . . sie ist der Tempel der Musen und der Grazien, der geheiligte Sitz der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe . . .“ Das ist ja etwas dick aufgetragen, denn was die Musen betrifft, so haben sie ihre Tempel bis anhin nicht mit besonderer Begünstigung der Volkssouveränitäten errichtet. Und auch hierin hat Wieland später, anlässlich der blutigen Geburt der französischen Republik, in vorsichtigerer Tonart gesprochen. Seine Staatsbürger-Erziehungspläne entsprangen auch eher einer temporären Laune, geistigem Spieltrieb und nicht der instinkthaften Verbundenheit mit unserem Land, die später einen Zschokke zum Einsatz all seiner Energien vermochte.

Nach Zürich kam Wieland nach Bern, wo er sich wenig wohl fühlte. Nur die Episode mit Julie von Bondeli verliet jener Epoche seines Lebens menschlichen Inhalt. Aber keine entschiedene Richtung, denn sonst hätte nicht einer seiner Bekannten über ihn schreiben können, die Natur habe bei ihm vergessen, „die Bestandheit hinzuzutun“; „er ist sich selbst heut ein Gott und morgen kaum ein Affe“. Der Schweizer Aufenthalt war die bewegteste Zeit seines Lebens, an geistigen Peripethien reich wie keine spätere. „Auch geistig wirkten die Jugenderlebnisse in der Schweiz in ihm fort, so zieht Ermatinger die Bilanz, und bildeten einen Teil seines seelischen Bestandes. Zürich und Bern waren ihm die hohe Schule seiner Charakterentwicklung geworden . . . Die Schweiz hat ihm so das Wichtigste geschenkt, das er für seine Schriftstellerei brauchte: die eigene Persönlichkeit.“ Was Wieland ihr dafür schenkte: die Möglichkeit tätiger Anteilhaftigkeit am Schicksal eines bedeutenden Schriftstellers, das Bewusstsein, als Kulturbezirk den verschiedenartigsten Individuationen deutschen Geistes mehr bedeutet zu haben als bloß Inhaber einer ganz effektvollen Landschaftsstaffage. —

Einen kühnen (wie könnte er anders), willkommenen zu heißenden Entwurf für eine Geistesgeschichte der Schweiz in der ersten folgenden Jahrhunderthälfte gibt Josef Nadler in dem Band *Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz 1796—1848*. Nadler geht nicht vom Individuum aus, er individualisiert einen *Raum*,

sucht den geistigen Gesamtwillen in seiner räumlichen Ausspanne abzugrenzen, um in ungeheurer Vereinfachung die monumentale Darstellung geistiger Phänomene zu erreichen. Das Studium der Vielfalt von Einzelfiguren führt ihn zu der intuitiven Erfassung jenes Gesamtwillens, von dem aus gesehen das Einzelindividuum soweit mit Sinn begabt wird, als es Baustein in der überpersönlichen Konstruktion eines geistigen Raumes ist. „Räume der stärksten Spannung“, das sind für jene fünf Jahrzehnte Solothurn, Luzern und Graubünden; „Räume der grössten Verschiebung“ St. Gallen, Aargau und Thurgau; „Räume der Stete“ sind die Stadtzentren Basel, Bern, Zürich. Nadler hat eine ungemaine Begabung, die Atmosphäre eines landschaftlichen Bereiches ins Wort zu bannen, er versteht sogar, einer Epoche mehr geistige Lebensausdrücke zuzugestehen, als bisher glaubhaft schien, da er nicht wertet, sondern feststellt. Namen, die einer ästhetisch-kritischen Literaturgeschichte bloßer Schall wären, erblicken hier zum zweitenmal das Licht der Welt, Strömungen, die mangels überragender Gestalten längst anonym erscheinen mochten, werden ganz bestimmten Quellgeistern als Ursprung zugelegt. „Das war die Stellung Luzerns im Aufbau des neuen eidgenössischen Schrifttums: die ersten bühnergerechten vaterländischen und deutschen Schauspiele; der erste Schritt zur mundartlichen Literatur; der erste Anstoß zur modernen kritischen Geschichte; und ein Lied, das die allgemeine Stimmung des Landes zum Klingen und Austönen brachte“ — wahrhaftig ein reiches Programm, das zur Durchführung gelangte. Was für Männern schulden wir es? Den Dramatikern Zimmermann und Krauer, den Dialektschriftstellern Häfliger, dem ersten Mundartforscher Stalder, den Historikern Göldlin, Kopp. Und doch war die Bewegung und Bewegtheit vor allem dem erstaunlichen Aufwogen des gesamtdeutschen Schöpfungswillens zu danken. Die autochthonen Wellen schlugen nicht sehr hoch, es wurde nichts Wesentliches, Traditionsverpflichtendes geschaffen, das nicht in Deutschland gleichzeitig in vollendeter Art entstanden wäre. Weder im Drama, noch in der Sprachwissenschaft, noch in der Lyrik, Kritik, Philosophie, Geschichte. Nichts als der Staat. Und die bedeutendste Leistung ist, dass aus den Scherben von 1798 nach fünfzig Jahren das Haus zum Schweizerdegen gebaut war, dass der geringeren wortgestalteten Leistung die größere politische gegenübersteht. Nadler scheint mir deutlich genug darauf hinzuweisen, indem er zwei *geschichtliche* Daten als Aufhängepunkte nimmt, 1798 und 1848. Eben diese Epoche scheint mir wie keine zu erhärten, dass wir als kulturelle Eigenbrödler, ohne Traditionsgefühl das sich in den ganzen Sprachbereich ergießt, verkümmern müssten. Welch ein Nachtgedanke, im Gymnasium das deutsche Drama an einem Krauerschen Exempel zu erforschen! Aber die nationale Sensibilität hat bei unseren bedeutenden Köpfen noch nie gegen Werte reagiert, die einzig nach ihrer Größe benannt sein dürfen. Gerade die Assimilation deutscher Bildungsfermente, das Herüber- und Hinüberspiel von Kräften hat Nadler in seiner Schrift verfolgt, die auf kleinem Raum einen Grundriss unseres geistigen Aufbaus zeichnet. Leider musste beim Typus so gedrängter Darstellungen zeichnen oft weglassen heißen. —

Die dritte kritische Kundgebung, die den Geist einer Epoche im Zirkel zu umreißen trachtet, ist Eduard Korrod's *Schweizerdichtung der Gegenwart*. Der

Autor ist sich bewusst, „ein Teilgebiet aus der deutschen Dichtung“ isoliert unters Glas zu nehmen, dem die Isolation einzig in der kritischen Würdigung nicht von Nachteil ist. Das Ensemble interessiert ihn eingeständenermaßen mehr als der Solist; mag es das Eingeständnis sein, dass nach dem jetzigen Stand noch genügend Hoffnungen bleiben für Dinge, die sich erst erfüllen sollen — in zwingenden und hinreißenden Solisten. Mag der geistige Wille unseres Landes, die Problemfülle, die in ihm gestaut liegt, von der Dichtung nicht völlig zum Ausdruck gebracht sein: diese besteht doch immerhin und darf nicht nur als Begleiter hingenommen werden, wenn sie sich auch in Pausen nicht die Rolle als Leiter anmaßen darf. Dass geistig schöpferische Leistungen, die mit unserer nationalen Gesamtkultur blutmäßig verbunden sind und zugleich die von Dichtern oft komischerweise belächelten intellektuellen Schöpferkräfte in sprachlich musterhafter Durchformung zum Ausdruck brachten, dass solche Leistungen nicht fehlten, dafür zeugen als hohes Beispiel Werke, die nicht zur „schönen Literatur“ gezählt werden, die aber vor dem Großteil derselben den Bestand voraushaben, Werke wie Hubers *Zivilgesetzbuch* und Fritz Fleiners *Bundesstaatsrecht*. Es sind Seiten darin, die füglich in Lesebücher für eine Jugend gehören, der ihre Reife im Untertitel glaubhaft gemacht wird. Dies soll hier um so weniger verschwiegen werden, als Korrodi selber als erster in einem Gesamtüberblick Glieder jener Klasse miteinbezieht, die unter dem Sammelbegriff „Schriftsteller“ von den „Dichtern“ geschieden wird, wobei er sich selber nicht erwähnt, obwohl er in der deutschen Schweiz seit langem der erste ausschließliche Schriftsteller ist. Im 18. Jahrhundert gab es noch Schriftsteller als angesehene Kulturexponenten, später war jedermann gleich ein Dichter.

Gottfried Keller hat kurz vor dem Tod das große, leider wirkungslose Wort gesprochen: „Wenn sie keine Probleme mehr auftreiben, so sollen sie in Gottesnamen schweigen.“ Die Probleme wurden aber immer wieder aufgetrieben. In Titeln ausgedrückt hießen sie bei der älteren Generation: *Dorfgenossen* — *Heimwehland* — *Heiwili* — *Bergvolk* — *Erdschollen* — *Der Apotheker von Kleinweltwyl* — *Joggeli*. Wenn das auch nicht alles sagt, es sagt vieles und, wie mir scheint, hinreichendes. Da wurden, wie Korrodi es früher ausdrückte, die Seldwyler, die Gottfried Keller vergoldete, nochmals versilbert. Das Streben des heutigen Geschlechts begreift und belegt Korrodi nach einem ästhetischen Prinzip: die Bildhaftigkeit der Sprache wandelte sich, „es spricht sich der allgemeine Zeitwille nach Spiritualisierung der Sprache aus. Diese fröhliche saftige Bildlichkeit, eigentlich immer die Wiegenabe der Humoristen, ist ihnen das Symbol einer idyllischen Weltbetrachtung ... Ihre Sprache ist, von einer älteren Generation aus gesehen, problematisch geworden ...“ Gewiss; und es sei doch offen eingestanden, dass uns jene ältere Generation samt ihrer Bildlichkeit auch recht problematisch geworden ist, und zwar nicht nur aus sprachlichen Gründen. Die Bildlein dieser Dichter, die einem neugemodelten *ut pictura poesis*-Grundsatz nacheiferten, mögen an sich ganz reizvoll sein, aber es kommt denn doch darauf an, was sich in ihnen ausspricht. Und das war in seltenen Fällen so gewaltig, dass man heute noch unbedingt hinsehen muss. Gerade dass heute wieder einiges problematisch geworden ist, berechtigt zu Hoffnungen, denn sonst wären wir schließlich in Problemarmut erstickt.

Der Dichter unserer Zeit muss sich nicht mehr beinahe entschuldigen, wenn er den naiven Glauben aufgibt, dass Dichtung folgerichtig aus einem sacrificio del intelletto erblühe. Und ein geistig der Gegenwart verflochtener Leser darf gestehen, dass er von seinen inneren Bedürfnissen eher zum Studium von Phänomenen wie Spengler, der Keyserlingschen Weisheitsschule, dem Georgekreis gedrängt wird, als zur psychologischen Erfassung irgendeines Joggelis.

Die großen Gegenstände: um diese geht es wieder, soll es wieder gehen; der Psalter soll so gestimmt werden, dass es nicht Vermessenheit heißt, ihn im Wettgesang der Brudersphären im ganzen deutschen Sprachgebiet mittönen zu lassen. Dann wird auch das Gegensatzproblem zwischen Bern, Zürich und Basel auf die Bedeutung reduziert, die ihm, von höherer Ebene gesehen, in Wirklichkeit zukommt.

Es wäre unbillig, zu verschweigen, dass gerade Korrodi mit seiner so lebendigen und aufrüttelnden Schrift starke Impulse nach dieser Richtung erwartet, wünscht, fordert — und hoffentlich auslöst. Kritik ist darin spürbar enthalten, wenn auch vielleicht mehr zwischen den Zeilen, in den Modulationen des Tones, in der Gewichtverteilung als in direkter Apostrophierung. Die Darstellung der Schweizerdichtung als eines isolierten Teiles der deutschen hat ihren Sinn, wenn die absoluten Maße nicht aus ihr gewonnen werden, wenn das Schlussbekenntnis einräumt, „dass dem schweizerischen Geistesleben kein ärgeres Wirrsal beschieden sein könnte als die gewollte Vereinsamung, der Ausschluss, die Trennung von den geistigen Nachbarn“. So wird in Zukunft unsere Literatur wieder als symphonischer Bestandteil innerhalb der gesamtdeutschen durchdacht und kritisch erwogen werden dürfen. —

Philipp Witkop nimmt in seinem Buche *Deutsche Dichtung der Gegenwart*¹⁾ den Roman der deutschen Schweiz in einem besonderen Kapitel vor. Warum? Mag er das Sondertümliche fühlen: dieses Sondertümliche ist organisch nicht vom Ganzen losgerissen. Gottfried Kellers brummige Worte über literarisches Sonderbündlertum wird er ja kennen und den — sehr geistig zu deutenden — Vers vom stillen Ort am alten Rhein ebenfalls. Und warum widmet Witkop Einzelbetrachtungen den Romanciers J. C. Heer, Ernst Zahn, Hermann Kurz, schweigt jedoch von Adolf Frey, Robert Walser, Maria Waser, Lisa Wenger, — wenn wir dem Begriff Gegenwart die ihm von Witkop verliehene leicht imperfektivische Färbung belassen? Und warum spricht er im Kapitel über Lyrik von Conradi, Henkell und Holz, deren Namen in den Literaturregistern werden geführt werden müssen, wann Meyers Gedichte noch lebendiges sprachbegnadetes Gut sein werden? Das Buch ist nach dem Schema: Roman, Drama, Lyrik gebaut; jeder Dichter erhält ein Abschnittchen, worin Grundzüge seines Wesens abgewandelt werden. Das Ganze soll, glaube ich, seinem informatorischen und leitfadenhaften Charakter zufolge, mehr für das Ausland bestimmt sein, das sich erstmals über deutsche Dichtung der Gegenwart unterrichten will. —

MAX RYCHNER

¹⁾ Verlag H. Haessel, Leipzig 1924.